Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 39 (1945)
Heft: 1

Artikel: Was heisst heute Christus verkündigen?
Autor: Trautvetter, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-138614

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nicht auch der Sinn der Rückſchläge iſt, die wir jetzt erleben? Solche Zeiten der Rückſchläge können im Leben der Einzelnen wie in dem der Gemeinſchaften, Bewegungen und Kämpfe ſehr viel geſegneter ſein als Zeiten des raſchen, vielleicht ſtürmiſchen Erfolges.

Darum wollen wir auch ſolche Zeiten ſegnen. Und wollen ſie recht benutzen. Wie oft geſchieht, daß gerade nach ſolchen Zeiten die großen Siege hervorbrechen! Wir wollen uns unſeres leichten Verzagens ſchämen. Wir wollen uns gerade am Eingang zu dem bedeutungsvollen Jahre 1945, das ſo düſter begonnen hat, an jene Quelle ſetzen, an der wir neue Kraft kriegen können, daß wir auffahren mit Flügeln wie Adler, daß wir laufen können, ohne zu ermatten, aber auch wandern („wandeln"), ohne müde zu werden. *Leonhard Ragaz.*

Was heißt heute Chriſtus verkündigen?[1]

Wenige Jahre vor dem erſten Weltkrieg — es mag um 1910 geweſen ſein — hat Karl Liebknecht in Deutſchland eine Kirchenaustrittsbewegung organiſiert, und zwar von beſonderer Art. Sie war nicht, wie die vorangegangenen derartigen Bewegungen, freidenkeriſch begründet. Sie hat nicht dem Glauben der Kirche irgendeine materialiſtiſche oder atheiſtiſche Weltanſchauung entgegengeſetzt, ſondern ſie hat der Kirche den Vorwurf entgegengeſchleudert, ſie habe mit Chriſtus gar nichts mehr zu tun. Dieſer Vorwurf erwies ſich als eine weit ſtärkere Waffe, als es die freidenkeriſchen Theorien geweſen waren. Mit einem Häckel, der die Dogmen der Kirche angriff und ihnen *ſeine* Theorien — die oft auch dogmatiſch genug waren — entgegenſtellte, iſt die Kirche leicht fertig geworden. Alle dieſe freidenkeriſchen Kirchenaustrittsbewegungen ſind im Sande verlaufen, ſie haben nicht einmal bei der ſozialiſtiſchen Arbeiterſchaft leidenſchaftliche Anteilnahme auszulöſen vermocht. Hingegen dieſe Liebknechtſche Bewegung hat in Norddeutſchland einen für die Kirche beängſtigenden Erfolg gehabt. Nur der Weltkrieg, der zunächſt andere Probleme in den Vordergrund drängte und auch dieſen Karl Liebknecht für einen andern, ungeheuren Kampf beanſpruchte, vermochte jener Kirchenaustrittsbewegung ein vorläufiges Ende zu bereiten.

Wir ſind von dieſer Sache ausgegangen, nicht weil wir meinen, daß Kirchenaustrittsbewegung nun ein aktuelles Thema oder ein jetzt zu beſchreitender Weg ſei, ſondern weil jene *Begründung* Liebknechts ernſt genommen zu werden verdient. Und zwar aus ſachlichen, nicht bloß aus perſönlichen Gründen. Alſo nicht bloß deshalb, weil Karl Liebknecht ein großer und reiner Kämpfer war, deſſen wir auch gerade

[1]) Vortrag, gehalten am 4. November 1944 im Volkshaus in Zürich anläßlich der Jahresverſammlung der ſchweizeriſchen religiös-ſozialen Vereinigung.

heute wieder gedenken, als eines der erſten blutigen Opfer des Geiſtes, der in der Folge Deutſchland völlig knechten ſollte und mit dem die ganze Welt ſich heute im Entſcheidungskampf befindet. Das mag uns dieſen Mann bedeutſam und ehrwürdig machen, aber dennoch könnte man ihm die Kompetenz in der Kirchenfrage beſtreiten, indem man darauf hinweiſt, daß ſich in ſeiner Weltanſchauung doch auch materialiſtiſche und darwiniſtiſche Gedankengänge vorfinden. Aber wenn er nun einmal ſeinen Kampf gegen das Kirchentum nicht mit jener, uns vielleicht fragwürdig erſcheinenden Weltanſchauung, ſondern mit dem Hinweis auf den zwiſchen der Kirche und Chriſtus beſtehenden Widerſpruch begründet hat, dann iſt ſeine Kirchenkritik nicht aus der Sache weſensfremden Gedanken gefloſſen, ſondern aus einem, bei einem ſolchen „Marxiſten" auffälligen, lebendigen Verſtehen deſſen, was Chriſtus iſt. Für ihn und ſeinesgleichen hat der Name Chriſtus noch etwas Lebendiges bedeutet, ein Programm, eine Parole, ein Signal, vielleicht einen Proteſt, auf alle Fälle gerade das Gegenteil von Opium, einen Kampfruf gegen Unrecht und Lüge. Ich weiß nicht, wie weit Liebknecht in der Bibel bewandert war. Vielleicht mehr, als wir denken, ragte er doch über das Maß eines gewöhnlichen Politikers und über das bei einem ſolchen übliche geiſtige Niveau weit hinaus. Aber er war natürlich kein Theologe und hätte ein Examen über die die Perſon Chriſti betreffenden dogmatiſchen Lehren nur ungenügend beſtanden. Aber vielleicht hat er von Chriſtus doch viel mehr begriffen als die Theologen mit ihren Chriſtologien. Ja, wir haben das Recht, es noch viel abſoluter zu ſagen: er hat Chriſtus, das, was Chriſtus iſt im Unterſchied zu aller Religion, verſtanden, und die Theologen haben gerade das nicht verſtanden.[1]) Wenn dieſe es fertig bringen, ſo von Chriſtus zu reden, daß die Welt dabei nicht das geringſte von einem Angriff, einem Proteſt herausfühlt, dann haben ſie eben nicht von Chriſtus geredet. Denn gerade das iſt Chriſtus, das iſt das entſcheidend Andere an ihm, das iſt das, was ihn von allen Göttern — den üblichen Kirchen- und Chriſtengott inbegriffen — unterſcheidet: daß er dynamiſch iſt, daß er gegen die Welt vordringt, daß er der Welt gegenüber Angriff und Eroberungswille iſt. Und das iſt der entſcheidende Sinn der von ihren Hütern, den Theologen, immer wieder nicht verſtandenen Lehre von der Menſchwerdung Gottes in Chriſtus: daß in Chriſtus Gott aufhört, der Olympier zu ſein, daß er nicht mehr in ſeliger und erhabener Ruhe, in unberührter Majeſtät jenſeits aller Erdennot thront, ſondern leidend, kämpfend, unterliegend und ſiegend, immer wieder gekreuzigt und immer wieder auferſtehend in dieſe Welt eintritt, um ſie zu ſeinem Reiche zu machen. Darum aber kann alles in Form von Lehrſätzen feſtgehalten werden — nur Chriſtus nicht. Auch

[1]) Der Leſer wird verſtehen, daß wir hier Karl Liebknecht lediglich als *Typus* nehmen und nicht im Einzelnen von ſeiner Perſon und von ſeinen Auffaſſungen handeln.

die eben ausgeſprochenen Sätze helfen uns nicht, auch keine religiös-ſoziale Definition Chriſti hilft uns, daß wir etwa durch ſie Chriſtus beſitzen könnten. Wir haben ganz ernſt damit zu machen, daß Chriſtus nur da iſt, wo jene Dynamik iſt, wo wirklich und lebendig und tatſächlich gerungen und gekämpft wird. Darum iſt Chriſtus bei ſolchen Menſchen wie Karl Liebknecht, die im Kampf begriffen ſind gegen die ſataniſchen Mächte, die die Schöpfung beherrſchen und verwüſten. Liebknecht hat in dieſem Kampf ſein Leben geopfert. — Und wenn es der Kirche ernſt wäre mit dem Verlangen, Chriſtus zu ſehen und zu zeigen, dann würde ſie ſich unwillkürlich und unwiderſtehlich angezogen fühlen von den im Kampf gegen die Weltmächte ſtehenden Menſchen. Tatſache iſt aber, daß das Chriſtentum vor dieſen Geſtalten immer eher zurückſchreckte. Es hat die Propheten des Alten Teſtamentes, in denen jenes kämpferiſche Element ſo lebendig, ja entſcheidend war, lange Zeit überhaupt nicht mehr verſtanden, und als ſie ihr dann wieder gezeigt wurden, hat es ſich beeilt, zu verſichern, daß dieſes Kämpferiſch-Prophetiſche „durch Chriſtus überwunden" ſei. Die Wahrheit iſt aber die, daß in der Perſon Chriſti jenes Element nicht nur in höchſter Leidenſchaft lebendig war, ſondern daß es in ihm zum letzten und entſcheidenden Angriff auf die Welt übergegangen iſt. Und die große Parole dieſes aufs Ganze gehenden Kampfes iſt die Botſchaft vom Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit für die Erde.

Wo immer Chriſtus iſt, da findet der Angriff auf die Welt ſtatt. Jedes Gute bekommt durch die Berührung mit Chriſtus aggreſſive Kraft. Auch die Liebe wird durch ihn zu einer den Kampf nicht nur nicht ſcheuenden, ſondern ihn leidenſchaftlich führenden Macht. Chriſtusliebe iſt kämpfende Liebe. Daß die chriſtliche Kirche gerade das nicht mehr verſtanden hat, das iſt die Urſache der *traurigſten Tatſache* (wir wiſſen, was wir ſagen!) der neueren Menſchheitsgeſchichte, nämlich der, daß das Volk Chriſtus verloren hat, daß es zu der Herde wurde, die keinen Hirten mehr hat. Denn die Zeit war ſo, daß ſolche Hirten nötig waren, die die Schafe gegen die Wölfe verteidigten. Mit dem „guten Hirten", den ein von Chriſtus abgekommenes, ſchwächliches Chriſtentum erfunden hatte, war dem armen Volk, das geſchändet und zerriſſen und hingemordet wurde, nicht gedient. Chriſtus hat mit dieſem „guten Hirten" nichts zu tun. Das haben Menſchen, die wie jener Karl Liebknecht ſich gedrungen fühlten, den Wölfen unter die Zähne zu treten (und dann auch wie er von ihnen zerriſſen wurden), geſehen und *darum* der Kirche vorgehalten, ſie habe mit Chriſtus nichts mehr zu tun.

Hier enthüllt ſich uns *die* große Krankheit der Kirche. Wer da helfen und heilen will, muß bereit ſein, gerade hier ſchonungslos die Wahrheit aufzudecken. Die Kirche muß lernen, Selbſtkritik zu üben. Das mag ſchwer ſein für eine Inſtitution, die gewohnt und ſozuſagen von Amts wegen verpflichtet iſt, die Sünden Anderer aufzudecken. Sie

EVANGELISCHES ARCHIV BERLIN

ist auch hier, angesichts der sich von ihr abwendenden Menschenmassen, versucht, sofort wieder den Spieß umzudrehen und diesen Massen ihre Vorwürfe entgegenzuschleudern, indem sie sie etwa der Oberflächlichkeit und der Flucht vor Gott bezichtigt. Aber gerade das Beispiel jener Kirchenaustrittsbewegung, von dem wir ausgegangen sind, zeigt, daß es sich nicht um solche Dinge handelt, daß jedenfalls die Kirche zuerst Anlaß hat, jenen andern Gründen der Abkehr mit allem Ernst nachzugehen.

Die Kirche muß sich fragen, ob es ihr an der Christusliebe gefehlt hat, an der kühnen, kämpfenden, mit dem Unrecht ringenden Liebe.

Die Christenheit hat Menschen voll großer schöpferischer Liebe hervorgebracht, Menschen, deren Liebe einen Durchbruch in dunkle, von der Liebe bisher vergessene Gebiete bedeutet hat. Wir nennen aus einer großen Schar nur wenige Beispiele. Wir denken an einen Friedrich von Bodelschwingh, der sich des „nicht lebenswerten Lebens" verblödeter Epileptiker annahm und es mit einer wahrhaft franziskanischen Liebe hegte und pflegte; wir denken an Thomas Barnardo, an die Kühnheit seiner Liebe, an seine „immer offene Tür", an seinen an einem Heim in Whitechapel in Riesenlettern verkündeten Grundsatz: „Hier wird kein verlassenes Kind jemals abgewiesen." Wir denken an Elisabeth Fry und Mathilda Wrede, die beiden „Engel der Gefangenen", an ihr Hinabsteigen in die Tiefen der Gefängnisse und die noch tieferen Tiefen verbitterter und verzweifelter Seelen. Wir könnten noch William Booth und Henri Dunant nennen, auch sie Menschen von großer, schöpferischer Liebe.

Wir haben nur wenige und fast nur solche, die der unmittelbar vorangegangenen Generation angehören, erwähnt. Aber gerade in dieser Generation, die diese genialen Liebenden, diese „protestantischen Heiligen", hervorgebracht hat, hat auch die große Abwendung der Volksmassen vom Kirchentum und Christentum eingesetzt. Diese paradoxe Tatsache müßte die christliche Gesellschaft zum Nachdenken veranlassen. Warum erfolgte, trotz jenen bewußt aus dem Christentum hervorgegangenen Offenbarungen einer großen Liebe, diese Abwendung des Volkes? Waren jene Erscheinungen vielleicht zu sehr bloße Ausnahme? Hat denn das Volk nicht eingesehen, daß nicht jeder ein Barnardo oder Bodelschwingh oder Dunant sein, daß nicht jeder hundertfältige Frucht bringen kann? Und hat das Volk nicht gesehen, daß schließlich doch die Glieder der Kirchen es waren, welche die Werke jener Schöpfer weitertrugen und hielten, mit beständiger Opferbereitschaft und Treue? Hat das Volk nicht gesehen, daß auch sonst ein Strom von Liebeswerken, von Wohltätigkeit und Hilfsbereitschaft von den christlichen Kirchen und ihren Gliedern ausging?

Ich glaube nicht, daß das vom Volk nicht beachtet und geachtet wurde. Und doch war etwas in dieser „Liebestätigkeit", was die Seele des Volkes leer ließ. Ja, gerade die *Seele* des Volkes! Es ist eine para-

doxe Tatſache: gerade dieſe chriſtliche Wohltätigkeit ſättigt nur den leiblichen Hunger und ſtillt nur die leibliche Not, aber ſie läßt die Seele des Volkes darben. Denn dieſe lebt nicht von Brot allein, ſondern von dem einen großen Wort, das aus Gottes Mund hervorgeht — und dieſes Wort heißt: *Gerechtigkeit.* Mit dieſem Gotteswort hat die chriſtliche Liebestätigkeit die darnach hungernden Maſſen nicht geſpeiſt. Wohl hat ſie mit ihren Almoſen und mit oft ſo großzügiger und wirklich von Herzen kommender Liebestätigkeit auch die Speiſung der Seelen zu verbinden verſucht. Sie hat „evangeliſiert". Sie hat verſucht, das an die Menſchen heranzubringen, was man in der Kirche „Wort Gottes" zu nennen ſich allzu unbedenklich angewöhnt hat.

Wir ſtoßen hier auf die Grundurſache der großen kirchlichen Fehlentwicklung dieſer Zeit. Man weiß nicht mehr, was „Gottes Wort" iſt. Man weiß nicht mehr, wann und wie Gott redet. Man weiß nicht mehr, daß Gott immer und nur in ganz beſtimmte Nöte hinein ſein Wort ſpricht, ſein darum immer ganz beſtimmtes und aktuelles Wort. Man weiß nicht mehr, daß Gottes Wort immer Antwort iſt, Antwort auf einen fragenden Aufſchrei des Menſchen, des einzigen Geſchöpfes, mit dem ein Reden möglich iſt.

Angeſichts jener Not des Volkes, jener ungeheuren Not, welche die chriſtliche Liebestätigkeit auf den Plan gerufen hat, angeſichts all der Verelendung und Entwürdigung des Menſchen, angeſichts der jammervoll Verkürzten und Enterbten, kommt *ein* Wort aus Gottes Mund: Gerechtigkeit. Will wirklich jemand kommen und ſagen, daß es Willkür ſei, nur gerade dieſes Wort aus Gottes Mund zu vernehmen? Warum ſoll es nicht ein anderes Wort ſein? Warum ſoll es nicht Liebe heißen? Ja, es könnte auch Liebe heißen, wenn wir nicht ſo völlig vergeſſen hätten, daß das Allererſte, was die Liebe ſchenkt, das *Recht,* die volle Anerkennung der Menſchenwürde iſt. Aber ſolange die praktiſche Geſtalt und Wirkſamkeit der Liebe nur in Wohltätigkeit beſteht, ſchreit uns Gott das Wort von der Gerechtigkeit in die Ohren. „Wohltätigkeit", „Liebestätigkeit" — das ſind nicht mehr Worte Gottes, weil ſie nicht mehr eine zulängliche Antwort auf die Not der Zeit bedeuten. Das völlig Unzureichende der Wohltätigkeit zur Ueberwindung der großen Not ſteht ja vor aller Augen. Gott aber gibt keine unzureichenden Antworten.

Auch bei den großen Liebenden, die wir genannt haben, war ja nicht das, was ſie vollbracht haben, das Größte, ſondern ihr Sehen der Not und ihr erſchüttertes Hinweiſen darauf. Was ihnen zu lindern und zu überwinden gelang, das war bei aller Größe ihrer organiſatoriſchen Erfolge im Vergleich zur Größe der Not von beklemmender und hoffnungsloſer Unzulänglichkeit. Sie haben das wohl ſelber am beſten geſehen, und keiner von ihnen war von ſeinen Erfolgen ſo geblendet, daß er ſich dabei beruhigte. Wohl aber iſt das Chriſtentum der Gefahr

ſolcher Selbſtberuhigung durch Wohltätigkeit erlegen. Darum war es ungeheuer notwendig, daß es neben einem Thomas Barnardo noch einen Thomas Carlyle gab, und neben einem Friedrich von Bodelſchwingh, dem adeligen Paſtor, dem Freund des Landesfürſten, noch einen Chriſtoph Blumhardt, der durch den Beitritt zur Partei der „vaterlandsloſen Geſellen", wie der Landesfürſt ſie nannte, ſich das Recht auf den Paſtorentitel und noch viel Größeres verſcherzte.

Denn dieſe prophetiſchen Menſchen hatten jenes eine Gotteswort vernommen und gaben es mit leidenſchaftlicher Kraft weiter. Und ſie ſtanden gerade darin in der Nachfolge Chriſti. Denn niemals war deſſen Liebe jene die Menſchenwürde verletzende und das Menſchenrecht mißachtende Wohltätigkeit, jene herablaſſende Gnade. Darum war ſeine Liebe nie nur zart und tröſtend, ſondern immer auch voll Kampfeswillen. Sie läßt nicht nur den armen Lazarus getröſtet werden „in Abrahams Schoß", ſondern ſie verſetzt auch den Reichen „in die Qual", das heißt, ſie führt einen Angriff auf die Beſitzverhältniſſe, aus deren Ungerechtigkeit das Elend unaufhörlich fließt. Seine Liebe lobt nicht nur die Barmherzigkeit des Samariters, ſondern ſie führt auch einen Angriff von unüberbietbarer Schärfe gegen die nationaliſtiſche Beſchränktheit des Leviten und gegen eine Religion der Innerlichkeit und des Kultus, für welche Menſchlichkeit und Barmherzigkeit doch immer wieder nur zweitrangige Dinge ſind.

Die Kirche aber hat nicht nur dieſe für das Recht kämpfende Liebe Chriſti verloren, ſondern ſie hat ſich direkt *gegen* dieſelbe gewendet. Es iſt ja bekanntlich ein kirchengeſchichtliches Faktum, und zwar eines tragiſcher Art, daß die Begegnung des offiziellen Chriſtentums mit dem ſozialen Problem mit einem großen Nichtverſtehen, ja mit einer Verurteilung des Sozialismus endete. Auf katholiſcher Seite geſchah es durch eine verdammende päpſtliche Enzyklika, auf proteſtantiſcher mit der Ausſtoßung Blumhardts und der mehr oder weniger feindſeligen Iſolierung derer, die zum Proletariat gingen, und ſchließlich mit einer über alle dieſe brennenden Fragen hochmütig zu ihrer Tagesordnung ſchreitenden Theologie.

Wie anders war die Art, wie das Chriſtentum über dieſe Probleme redete, als die Rede ſeines Meiſters. Da wurde die Parole von der Innerlichkeit ausgegeben, und man vernahm Maximen wie die: „Die äußern Verhältniſſe ſind nicht wichtig" — „Man kann arm und doch glücklich ſein" — „Aus der Armut ſind nicht nur viele große, ſondern auch eine gewaltige Schar guter Menſchen hervorgegangen." Und immer noch muß man dieſe Dinge widerlegen. Immer noch iſt es nötig, zu ſagen, daß, wenn man die Armut als kräfteentbindend preiſt, man ebenſogut den Krebs und die Tuberkuloſe und den Krieg und die Scheiterhaufen und die Konzentrationslager als kräfteentbindend preiſen muß. Denn tatſächlich gibt es immer Einzelne, die durch ſolche Dinge nicht

zerbrochen, ſondern geläutert, ja zu einer letzten Reife und Höhe geführt werden. Aber wirkliche Chriſtusliebe würde zuerſt die Gefährdung, die Eniedrigung und Verkümmerung, das große Unrecht ſehen, das in dieſen Dingen liegt, und würde davon mit aller Kraft reden. Selbſtverſtändlich hat Chriſtus auch geſehen, daß es Menſchen gibt, die trotz der zermürbenden und ſeelengefährdenden Verhältniſſe, in denen ſie leben, ihre Seele hindurchretten und den Abglanz von etwas Höherem bewahren. Aber er hätte eine ſolche erſchütternde Beobachtung nie dazu mißbraucht, über das Unrecht jener Verhältniſſe zu beruhigen. Es gibt keine Statiſtik darüber, wie viele Menſchen durch die Armut leiblich und ſeeliſch zerbrochen werden, und wie viele trotzdem durchkommen und ihre Menſchenwürde retten, aber angeſichts der letzteren einen Lobpreis über die Zähigkeit und Anpaſſungsfähigkeit des Menſchen anzuſtimmen, das wäre doch wohl nichts anderes als brutal-egoiſtiſche Gefühlsloſigkeit.

Solch' völliger Abirrung vom Weſen Chriſti hat ſich ein ſattes Chriſtentum zeitweiſe ſchuldig gemacht und ſich damit allerdings nicht nur von Chriſtus, ſondern auch von jenen großen Liebenden, die aus dem Chriſtentum hervorgegangen waren, himmelweit entfernt.

Es hat echte, erbarmende Liebe in der Kirche gegeben, ein echtes Ergriffen- und Erſchüttertſein vom Anblick des Elendes und freudiger, opferbereiter Wille zum Helfen. Nur Eines fehlte: die kämpfende Chriſtusliebe, jene Liebe, die bereit iſt, Unrecht Unrecht zu nennen, die ſoziale Sünde zu enthüllen, wie es Chriſtus tat. Oder wo iſt im Gleichnis vom armen Lazarus die Löſung der Wohltätigkeit vorgeſchlagen? Es iſt einfach das ſoziale Unrecht aufgedeckt. Darauf aber käme es an. Darnach hungert das Volk, nicht nach Almoſen, ſondern nach Gerechtigkeit.

Aber gerade dieſes eine entſcheidende Wort der Chriſtusliebe: „Gerechtigkeit" — das wollte dem offiziellen Chriſtentum nicht von den Lippen. Und doch wäre es auf dies, nur auf dies angekommen. Nicht über die ſeeliſchen Wirkungen oder über den Segen der Armut war zu reden, ſondern zuerſt, lange vor allem andern, über das *Unrecht* der Armut. Mögen die Armen ihr Los ſo oder anders tragen, ſtumpf oder empört, ſeufzend oder heldenhaft, ihr Los ſtammt aus dem großen Unrecht. Denn die Welt iſt auch für ſie da. Die Sonne ſcheint auch für ſie, die Güter der Erde ſind auch für ſie beſtimmt, auch für ſie iſt der Boden mit Fruchtbarkeit und mit Rohſtoffreichtümern geſegnet, die Heilquellen ſprudeln auch für ſie, auch ihnen wollen die Geſchöpfe dienen. Das Schaf trägt ſeine Wolle auch für das arme Kind. Es iſt eine befremdliche Ordnung der Dinge: ſchöne, gute Häuſer bauen im Schweiße ſeines Angeſichtes — aber nie in einem ſolchen wohnen; feine und gute Stoffe weben — und ſich ſelbſt immer nur in minderwertige kleiden; alles Schöne, alles das Leben Erleichternde herſtellen — aber es iſt immer nur für Andere beſtimmt, nie für *dein* Weib, nie für

dein Kind, nur für Andere, denen es auf eine geheimnisvolle Weise allein zufließt; immer alles vor Augen haben — und nie die Hand darnach ausstrecken dürfen, immer das gelobte Land schauen — und immer in der Wüste sein müssen. Die Christusliebe nennt das Unrecht, denn sie glaubt nicht, daß der himmlische Vater drei Viertel seiner Kinder enterbt habe.

Auch die geistigen Güter sind für Alle da. Oder glauben wir, Beethoven habe seine Werke nur für die Konzertsäle einer privilegierten Schicht geschrieben, und Michelangelo habe nur für die Reichen gemeißelt und gemalt? Auch ihre Werke stammen letzten Endes aus Gott, je größer sie sind, um so gewisser, und die inspirierten Menschen sind nur die Mittler; darum aber gehören diese Schöpfungen Allen. Auch hier darf es keine Ausgeschlossenen und Enterbten geben.

Die Kirche ist diese Verkündigung der Gerechtigkeit bis auf diesen Tag schuldig geblieben, sie hat sich mit Liebestätigkeit zufriedengegeben.

„Und so stund denn diese Liebestätigkeit bei allem Heroismus und aller Christuserfülltheit Einzelner eben doch in der Luft. Es fehlte ihr die Fülle der biblischen Wahrheit, und es fehlte ihr die letzte Bußfertigkeit vor dem armen und geringen Bruder. Im Hungernden, Dürstenden, Gefangenen und im Fremdling wurde Christus in einer ganz eigenartigen Weise zugleich erkannt und nicht erkannt. Man nahm sich der Opfer der Ungerechtigkeit an, aber man schwieg über die Ungerechtigkeit. Und weil die Jünger schwiegen, mußten die Steine schreien. Marx und Engels waren Steine, die Gott berief. Sie schrien nach der Gerechtigkeit. Nach einer sehr weltlichen Gerechtigkeit, gewiß. Aber sie gaben dem Armen und Entrechteten dennoch eine größere Hoffnung als die Kirche mit all ihren Liebeswerken. Sie verkündeten ein illusionäres menschliches Reich. Aber sie verkündeten ein Reich, in dem Gerechtigkeit wohnen sollte, während die Kirche sich mit der Ungerechtigkeit abfand und Almosen verteilte.“ [1])

Die Kirche führte keinen Angriff gegen den ungerechten Aufbau der Gesellschaft, der so viele Liebeswerke nötig machte, der zu all der Sisyphusarbeit der Wohltätigkeit nötigte, zu all diesem charitativen Wirken, das es, trotz aller Opferbereitschaft, doch nie weiter bringt als dazu, ein Tropfen auf einen heißen Stein zu sein. Man war voll guten Willens zu helfen, aber die bestehende Welt samt ihrem Unrecht in Frage zu stellen, dazu konnte man sich nicht entschließen. Aber ist es da verwunderlich, wenn unter diesen Umständen der Verdacht auftauchte, diese ganze Wohltätigkeit stamme gar nicht aus reinem Erbarmen, sondern sie sei schließlich auch nur ein Mittel, um das Bestehende zu retten? Man habe einfach gemerkt, daß man doch nicht

---

„Und so stund denn diese Liebestätigkeit bei allem Heroismus und aller Bern, gehalten an einer Tagung kirchlicher Gemeindehelferinnen, über die soziale Verpflichtung der Kirche. Viele der Gedanken, die wir hier vertreten, sind in dem Vortrag von Eduard Burri in einer höchst lebensvollen und glänzenden Weise ausgeführt.

alles gehen laſſen dürfe, weil ſonſt die ganze ſchöne beſtehende Welt mit ihren Sonnenſeiten und Privilegien zuletzt doch in den Abgrund des Elendes oder in den Rachen der Revolution ſtürzen würde?

Tatſächlich kennen wir einen Typus von eifrigen Betreuern chriſtlicher Liebeswerke, die daneben ebenſo eifrige Verfechter der beſtehenden Ordnungen und Stützen der privilegierten Geſellſchaftsſchichten ſind. Dieſe Leute ahnen nicht, wie in den Herzen des Volkes auch ihre großartigſten charitativen Leiſtungen völlig durchgeſtrichen und ausgelöſcht werden durch ihre die Gerechtigkeit verleugnende Haltung. Und das Volk hat damit recht. Es fühlt mit abſolutem Recht, daß ein einziges Wort gegen das Unrecht, in entſcheidender Stunde geſprochen (alſo nicht bloß radikales Geſchwätz), unendlich viel mehr Segen und Heil und Rettung bedeutet als Hunderttauſende von Franken, die für Wohltätigkeit zuſammengetrommelt werden. Wer dazu den Kopf ſchüttelt, iſt ſchon irgendwie dem Materialismus, dem Unglauben an den Geiſt verfallen. Wir wiſſen wohl, daß auch auf geopfertem Geld — vor allem auf dem Scherflein der Witwe! — ein Segen ruhen kann. Aber Wunden, welche die Ungerechtigkeit aufgeriſſen hat, können nur durch die Gerechtigkeit geheilt werden und nicht durch Salben und Pflaſter.

Wir führen noch einmal eine Stelle aus dem erwähnten Vortrag von Eduard Burri an:

„Unter all den Männern und Frauen, die als Pioniere der chriſtlichen Liebestätigkeit genannt werden können, iſt eigentlich Peſtalozzi der einzige, der in bezug auf die Gerechtigkeit klar ſah und der auch von der Gerechtigkeit ſprach. Er hat über die Wohltätigkeit das ſcharfe und grauſame, dennoch aber wahre Wort geſprochen, ſie erſäufe das Recht des Armen im Miſtloch der Gnade. Die andern ſind hingegangen, haben Liebe geübt und Großes getan — wir wollen ihre Taten wahrhaftig nicht verkleinern! —, aber ſie lebten alle mehr oder minder in den Vorſtellungen ihres Jahrhunderts, nach denen dieſe bürgerliche Welt im großen und ganzen gut und gerecht war und nach denen alle Notſtände wohl zu chriſtlicher Hilfe aufriefen, nicht aber etwa zur Predigt einer neuen Gerechtigkeit."

Darum war Peſtalozzi der bibliſchen Wahrheit in ihrer Fülle näher, er war Chriſtus näher als die kirchliche Liebestätigkeit es je war. Die ganze Chriſtusliebe verlangt den Angriff auf eine Welt des Unrechtes, ſie verlangt das Zeugnis und die Arbeit für die ſoziale Gerechtigkeit, nicht ſo, daß die perſönliche Liebeshilfe auf kalte Inſtitutionen abgeſchoben werde, aber ſo, daß niemand mehr durch Almoſen erniedrigt wird und um ſein Recht betteln muß. Wenn jene Chriſtusliebe, die ſo viel mehr, ſo viel männlicher und ſo viel ehrfürchtiger iſt als alle bloße Wohltätigkeit, unter uns zu leben beginnt, dann werden ſich die Forderungen des Heute, die Programmpunkte von ſelber ergeben, dann wird neben die Beſeitigung aller ſozialen Not und Unſicherheit, neben den Schutz des Schwachen, des kranken und alten Menſchen, neben die Erſchließung des unerſchöpflichen Segens der Erde für Alle — ſo

daß Alle aufatmen können — neben all diese Ziele einer liebenden Fürsorge wird die Niederringung der Geldherrschaft, die Beseitigung jeder Ausbeutung, die Ehrung der Arbeit treten, so daß nicht nur die materielle Existenz eines jeden, sondern auch seine volle Menschenwürde und sein volles Menschenrecht gesichert ist.

Es gibt Menschen, die, wenn sie solche Dinge hören, Angst bekommen vor dem, was ihnen als eine Verflachung des Lebens erscheinen will. Sie haben Angst, es könnte am Ende zu schön werden auf der Welt und das werde auf Kosten der Seele gehen. Das Leben könnte seinen Tiefgang einbüßen, den es nun doch einmal nötig hat. Eine merkwürdige Angst, diese Angst um einen eventuell zu großen Verlust an Lebenstragik. Christus hat einmal gesagt, daß es zwei Dinge gebe, die die Saat des Göttlichen mit dem Ersticken bedrohen: der Druck der Sorge und der Trug des Reichtums. Um nichts anderes geht es als darum, daß diese beiden das innere Leben gefährdenden Mächte überwunden werden. Die Sorge um das innere Leben ist nicht aus dem Auge verloren. Wenn die Sicherung des Leiblichen aufgehört hat, ein Problem zu sein, dann erst werden die Probleme der Seele in ihrer ganzen entscheidenden Bedeutung zutage treten. Das am meisten Seelengefährdende, was es in der Welt gibt, das ist das Privileg, das Vorrecht, das Genießen der Früchte des Unrechts. Wenn etwas den Segen der Schöpfung in Fluch, ihren Reichtum in innere Armut, ihre Freude in ödes Genießen zu verwandeln imstande ist, so ist es dieses egoistische Besitzen und Ansichreißen dessen, was Gott Allen geben will.

Man kann, wenn man von der Christusverkündigung, wie sie heute sein muß, redet, nicht vorübergehen an der großen Frage der gegenwärtigen Weltstunde: am *Krieg*. Auch hier hat das Christentum sein Wort noch nicht gesprochen. Gerade hier hat es auch nur „Liebe" geübt, „Samariter"dienste geleistet. Aber gerade hier tritt das im stärksten Sinn des Wortes Unzulängliche einer solchen Haltung grell zutage. Henri Dunant war auch einer der großen Liebenden; aber sein Wollen weist über das Werk, das daraus geworden ist, weit hinaus. Wehe diesem Werk, wenn es sich mit sich selbst zufrieden gäbe! Denn was wäre es dann anderes als eine verruchte Maßnahme zur weiteren Ermöglichung des Krieges? Wenn die Träger dieses Werkes vor lauter Hingabe an ihre Arbeit nicht mehr dazu kommen, ihren Blick auf das eigentliche Ziel: die absolute Aechtung und völlige Verhinderung des Krieges, zu richten, so mag man ihnen das einstweilen verzeihen, aber dem Christentum darf man das niemals verzeihen. Es muß endlich sein Wort sprechen.

Bis jetzt ist das Christentum davor zurückgeschreckt, sein Wort zum Kriege zu sprechen — und es hat sich trotzdem nicht geschämt, die Augen zu seinem Herrn und Meister emporzuheben. Es hat sich gescheut, Sünde Sünde zu nennen; es hat sich vor allem gescheut, den

Wölfen unter die Zähne zu treten. Aber eine bloß weiche Liebe wurde hier vollends zur Komödie.

Die Kirche hat wohl davon geredet, daß der Krieg Ausfluß der Sünde ſei. Aber dieſes Wort war kein Wort, ſolange nicht deutlicher geſagt wurde, um welche Sünde und um weſſen Sünde es ſich handelt. Es war wenig Chriſtusliebe in der Art, wie ein gewiſſes Chriſtentum die Schuld am Kriege dem Volke zuſchob. Wie anders war die Haltung deſſen, von dem es heißt: „Ihn jammerte des Volkes, denn ſie waren abgequält und erſchöpft wie Schafe, die keinen Hirten haben.“ Gerade *dieſe* Haltung hätten die chriſtlichen Führer zu allererſt nachahmen müſſen in der Stellung zum Krieg, denn wo iſt wohl das Abgequält- und Erſchöpftſein des Volkes mehr Tatſache als hier. Aber das offizielle Chriſtentum hat bis jetzt erſchütternd wenig Hirten hervorgebracht, die ſich in dieſer Sache für die Herde wehrten, hingegen viele Theologen, welche kalt und ohne jedes Erbarmen dem Volk die Sünde zuſchoben. Sie haben ſo geredet, als ob der Krieg den unüberwundenen Urwaldinſtinkten des Volkes entſtammte, und haben nicht ſehen wollen, daß bis jetzt meiſtens die Völker in die Kriege hineingelogen und hineingetrieben werden mußten. Es iſt über kaum eine Frage unter den Theologen mit ſo wenig Realismus und ſo wenig Wahrheitswillen verhandelt worden wie über die Kriegsfrage.

Allgemein gehaltene Bußpredigten über die Sündhaftigkeit der Menſchen haben wenig Sinn; ſie müßten an beſtimmte Adreſſen gerichtet ſein. So auch die Bußpredigt über die Schuld am Phänomen des Krieges. Dieſe Bußpredigt wäre auf alle Fälle nicht an die Schafe, ſondern an die Wölfe zu richten. Und ſchließlich nicht zuletzt an die Hirten ſelbſt! An dieſe Hirten, die mit den Wölfen oft genug auf gutem Fuße ſtanden. Und wenn das nicht der Fall war, wenn ſie nicht geradezu mit dem großen Raubgetier ihre Konkordate abgeſchloſſen haben, ſo haben ſie doch nichts *gegen* ſie unternommen. Es iſt aber eine arge Sache, ſich darüber zu verbreiten, daß man nichts machen könne, bevor man je etwas gemacht hat. Ce qu'on fait simplement est simple à faire. Welche Unehrlichkeit, wenn die Kirche heute verkündet: Aller Idealismus und alle jene Anſtrengungen, welche etwa unter der Parole „Nie wieder Krieg!“ gemacht worden ſeien, hätten nichts genützt und darum ſei es ſinnlos, dieſe Anſtrengungen zu wiederholen. Wo ſind denn dieſe idealiſtiſchen und kriegsgegneriſchen Anſtrengungen der Kirche geweſen? Die Bewegung „Nie wieder Krieg“ hat von den offiziellen Chriſtentümern nicht die geringſte Unterſtützung erfahren, ja ſie mußte froh ſein, wenn ſie nicht von ihnen bekämpft wurde.

Darum wiederholen wir: das Chriſtentum hat zu dieſer Sache ſein Wort noch nicht geſprochen. Ob es dieſes Wort ſpricht, das wird für es ſelbſt entſcheidend ſein. Das wird darüber entſcheiden, ob es mit Chriſtus etwas oder nichts mehr zu tun hat, ob es ſeinen Kampf kämpfen

will oder ob es ſich damit begnügt, eine der zahlloſen Religionsunternehmungen zu ſein und vom Klang großer Namen oder irgend welchen andern Formen des Götzendienſtes zu leben.

Es iſt eine Periode des Blutes und des Grauens, an deren Ende — wie wir hoffen — die Menſchheit heute ſteht. Aber neben der Hoffnung ſteht überall die Angſt, die Angſt vor den Dämonen des Haſſes und des Gewaltglaubens, die jeder Krieg immer entfeſſelt hat, ſelbſt bei denen, die auf der Seite der beſſern Sache kämpften. Wir wollen nur auf einen konkreten Punkt hinweiſen. Es gibt jetzt viele, die vor Rußland Angſt haben, und zwar reden wir nicht von denen, die das ſozialiſtiſche Rußland fürchten, weil ſie mit dem Kapitalismus ſehr zufrieden ſind, ſondern wir reden von denen, die dem militariſtiſchen, diktatoriſchen Rußland, dem gewaltgläubigen Bolſchewismus mit Angſt gegenüberſtehen. Man erinnert daran, daß ein Lenin für pazifiſtiſche Ideen nichts als Hohn und Haß übrig hatte, und man vermutet begreiflicherweiſe, daß dieſer Geiſt durch den gegenwärtigen Krieg und ſeinen Verlauf eine ungeheure Stärkung erfahren habe.

Was können wir tun? Wir wiſſen nur eines: Das andere Ideal, das Ideal der Ehrfurcht vor dem Leben, vor allem, was Menſchenantlitz trägt, die Forderung Chriſti neu auf den Leuchter ſtellen, ihr treu ſein, daran glauben, dafür kämpfen. Wenn der tödliche Abſcheu vor aller Vernichtung und allem Krieg zum Glaubensbekenntnis der Chriſten gehörte, wenn dieſes Zeichen endlich aufgerichtet würde, glauben wir nicht, daß es dann die Kraft hätte, bis in den Oſten hinaus zu leuchten, nicht nur bis Rußland, ſondern bis nach China, ja bis ins Land der aufgehenden Sonne. Das Chriſtentum ohne Chriſtus hat keine Leuchtkraft mehr, Chriſtus aber wird von den Menſchen und Völkern geſehen.

Aber die Chriſtenheit muß begreifen, daß Chriſtus nicht ein Name iſt, ſondern eine Sache; allzulange hat ſie dieſe Sache, ſein Reich und ſeine Gerechtigkeit, preisgegeben und nur den Namen feſtgehalten und damit Götzendienſt getrieben. Und doch hat keiner den Kultus mit ſeinem Namen und ſeiner Perſon ſo ſtreng und heftig abgewehrt wie Chriſtus. Es ſind Worte von ſchneidender Schärfe, die er darüber geſprochen hat, und gerade dieſe Worte ſollen mit uns gehen:

„Was nennt ihr mich ‚Herr, Herr' und tut nicht, was ich euch ſage?"

„Nicht die, welche zu mir ‚Herr, Herr' ſagen werden ins Reich Gottes gelangen, ſondern die, welche den Willen meines Vaters in den Himmeln tun."

„Dann werdet ihr anfangen und ſagen: Wir haben in deinem Namen große Taten getan. Ich habe euch nie gekannt, weichet von mir, die ihr tut, was gegen das Geſetz Gottes iſt."

„Was ihr einem der geringſten unter meinen Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan."

Paul Trautvetter.